

Begründungen der Jurys Deutscher Kurzfilmpreis 2011

„Nun sehen Sie Folgendes“

Ein 5-minütiger Filmkurs, der wie ein rasantes making-of einschließlich Regieanweisung und Filmanalyse daherkommt. Eine no-budget-Produktion voller Witz und Selbstironie besonders dann, wenn die didaktische Sprecherstimme auf ein vergessenes Stativ links im Bild oder die Spiegelung des Filmteams in der Fensterscheibe hinweist.

Eine Filmszene wird mit klassischen Zutaten inszeniert: der sympathische Held, sein Gegenspieler, die Filmschönheit und die wartende Oma. Ab der Aufblende werden dabei Inhalt und Inszenierung von einer Sprecherstimme beschrieben, kommentiert und hinterfragt. Unter dauernden Hinweisen auf die technischen Tricks, deren Durchschaubarkeit Teil des Ganzen ist, treibt die Geschichte nach Konfrontation, Verfolgungsjagd und dramatischem Show down ihrem Ende entgegen.

„Nun sehen Sie Folgendes“ ist eine der in diesem Jahr überdurchschnittlich stark vertretenen, meist karikierenden filmischen Reflektionen über das Filmemachen und seine Gesetze. Hier geschieht dies mit Witz, viel Gespür für Rhythmus und dem anarchischen Charme von gekonntem no-budget Kino.

„Von Hunden und Pferden“

Dies ist die Geschichte vom armen dicken Mann, der seinen alten hinken-den Hund so sehr liebt, dass er alles auf eine Karte setzt, damit sie zusammen bleiben können, bis der Tod sie scheidet.

Eine Liebesgeschichte also. Außerdem: eine Liebeserklärung. An das schwarzweiße Kino von Fritz Lang bis Wim Wenders, an die Kunst, mit Licht und Schatten und harten Kontrasten zu erzählen. Und schließlich: ein Märchen. Aber eins von der Grimm'schen Sorte, finster und präzise: So essen und schlafen Mensch und Hund von 350 Euro im Monat. Leer-gepfändet ist die Wohnung eines leidenschaftlichen Pferde-Wetters. Bitter schmeckt das Hoffnungsieber nach dem Rennen. Kalt und düster sieht Boomtown Leipzig von unten aus. Aber dann hält auf der Leipziger Pferderennbahn die Welt den Atem an, in den paar Minuten, die über alles entscheiden. Zeitlupe, Mann und Hund und Pferd. Und plötzlich liegen zwischen Poesie und Realismus nur ein paar Mundharmonika-Töne. Wunderbar!

„Die Frau des Fotografen“

Vierzig Jahre hat Eugen Gerbert seine Frau Gerti fotografiert. Im Hochzeitskleid, noch ins Fotoalbum eingeklebt. Zunächst „um der Vergänglichkeit der Zeit in den Arm zu fallen“: Tafel 1: „es war so, “Tafel 2: „schön“. Erste Aktaufnahmen, zunächst in der Silhouette oder Unschärfe. Im Verlauf der Zeit und des Films immer unverhüllter, Gertis ganzen Körper zeigend. Unzählige, in Kartons verstaut, zwischen Familienfotos, Urlaubsimpressionen, Selbstbildnissen, Filmaufnahmen des Entwickelns und der Welt. Von Karsten Krause und Philip Widmann in ihre Serialität vertont mit „Erinnerungen und Berichten“ des Fotografen, die Ferienorte, die erste Depressionsphase und die neue Arbeitsstelle akribisch auflisten. Erweitert um ihre Beobachtungen mit Gerti heute, mit ruhiger Kamera, in denen sie wieder Objekt, die Protagonistin ist, „immer ich, immer ich“, immer auch in der Kontrolle, welche Bilder in welche Kategorie „1: die guten, harmlosen bis 3: „die nicht vorzeigbaren“ eingeordnet oder von ihr zerrissen werden.

Die Bilder zeigen mehr als Gerti, oft posierend, auch für die Filmemacher, zwischen routiniert und ungelentk. Sehen und Gesehen werden entwickeln sich zu Frauen- und Männerbildern, Beziehungsbildern.

Große Fragen, an denen es sich trefflich scheitern ließe. Von Gerti und Eugen für ihr gemeinsames Leben beantwortet, von den Filmemachern in 30 Minuten filmisch offen und spannend kompiliert.

„I’m not the Enemy“

Eingeschneite deutsche Behausungen, von einem Balkon hängt eine Deutschlandfahne. Drinnen, im heimeligen Wohnzimmer sitzt ein bärtiger Kriegsheimkehrer, ein Fremdkörper im elterlichen Zuhause. Schon in den ersten Einstellungen wird der Bogen zwischen Absurdem und Unheimlichem gespannt, der den ganzen Film auszeichnet.

Den Figuren werden Zitate aus US-Kriegsheimkehrerfilmen in den Mund gelegt. In unermüdlichen Wiederholungen einzelner Sätze laufen die Dialoge ins Leere und erzählen zugleich all die amerikanischen Geschichten, die wir irgendwann schon mal im Fernsehen gesehen haben und die sich tief in unserer kollektiven Erinnerung abgelagert haben, wo sie sich mittlerweile mit anderen medialen Kriegserfahrungen vermischen.

Wir bekommen Einblick in die Einsamkeit und Verzweiflung des Heimkehrers, der an posttraumatischen Belastungsstörungen leidet und sich niemandem mitteilen kann. So spiegelt der Film zugleich die Unfähigkeit unserer Gesellschaft, mit den Folgen ihrer eigenen Kriege umzugehen.

Durch die perfekte Montage auf der Bild- und Tonebene stößt der Film so viele Türen auf, dass wir nicht mehr unterscheiden können: Was ist Wirklichkeit, was Traum, was Trauma. Ein wichtiges Thema und ein meisterhafter Film, den man nicht mehr vergisst.

„Louisa“

Eine Stunde begleiten wir Louisa. Sie spricht mit Vater, Mutter und Schwester über Ängste, Wut und Hoffnung, diskutiert mit Hausvermietern, Amtsfrauen und Ärzten- nur Louisa ist "gehörlos". Sie spricht, aber ihre Ohren sind taub. Louisa ist hin-und hergerissen zwischen Trauer um den Verlust des Hörvermögens, den damit verbundenen Ängsten vor Isolation und Einsamkeit und dem erworbenen Reichtum durch schärfere Sinne: sie fühlt Musik, erspürt Töne, studiert Gestik und Mimik, versteht die Hörenden und Tauben.

Der Filmemacherin gelingt durch die nahe und authentische Kamera und das Wechselspiel mit Ton und Stille den Zuschauer in dieses Erfühlen mit einzubeziehen und dabei das Private nicht zu verletzen. In Großaufnahmen können wir uns mit den Augen entlang tasten und mehr in den Gesichtern lesen als Töne sagen können. Der Film "Louisa" erzählt mehr als die Geschichte der Emanzipation einer jungen Frau und der schmerzhaften Prozesse, die diesen Weg zur eigenen Identität begleiten. Er thematisiert die Wahrnehmung an sich, den – nicht ausgeschöpften - Reichtum unserer Empfindung und den bewussten Umgang mit Wahrnehmung.